

Wochen. Nummer 21. Morgenausgabe. 187. Jahrgang. Anzeiger-Gebühren. Preis des Blattes. Abonnements-Preise. Einzelhefte. Druck- und Verlagsort.

Hallesche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 14. Januar 1895.

Verleger: Berlin G. Seidenstraße 8.

Telegramme.

Wien, 14. Januar. Wie das „Angrische Korrespondenz-Bureau“ meldet, wird in gut informierten Kreisen verheimlicht, der Vizepräsident des Abgeordnetenhauses...

Paris, 14. Januar. Die „Agence Havas“ ist ermächtigt, die Meldung eines Mordverlusses von Spaltungen innerhalb des Ministeriums für und begründet zu erklären...

Moskau, 14. Januar. Der dem hiesigen Akad. Gattid gebürtige Dampfer „Amis“, welcher drei Passagiere und zehn Mann Besatzung an Bord hatte, ist auf der Fahrt nach Gatte von einem Cyclon überfallen worden...

Wien, 14. Januar. Die Kaiserin von Oesterreich begab sich gestern an Bord des nach Venedig gehenden Dampfers „General Canary“, mit ihrer Schwester...

Wien, 14. Januar. In Meszjola, einem Marktflecken von 7000 Einwohnern in der Provinz Palermo, fand gestern an einer steilen Felswand ein Felssturz statt...

Wien, 14. Januar. Bei der Stichwahl im vierten Wahlkreise von Palermo wurde Garibaldi Nostro, welcher 3. von 11 Kandidaten verurteilt worden war gewählt...

Wien, 14. Januar. Wie die „Agencia Stefan“ aus Massauah von Adis Ababa angestanden und letzte nachrichtlich in der Richtung von Coabit-Diga (K) ab. General Karolik tritt mit seiner Streitmacht vor, um ins Wangana zu ziehen.

Petersburg, 14. Januar. Der Kaiser erließ ein Reskript an den Kriegsminister W. Annosky, in welchem es heißt: „Von Anbeginn der Regierung meines in Gott ruhenden unvergesslichen Vaters waren Sie über 13 Jahre sein treuer Mitarbeiter und einziger Erklärer seiner Willensformen für die Entwicklung und Verbesserung unserer Armee.“

Konstantinopel, 14. Januar. Der Zustand des Ex-Mehdi Pasha verhältnismäßig sich von Tag zu Tag. Die Ärzte, darunter der deutsche Hofarzt Dr. v. Mühl, erlittenen jüngst einen längeren Besuch, in welchem die Krankheit als freibewegliches Unterleibsleiden angesehen und der Eintritt einer Katastrophe als wahrscheinlich bezeichnet wird.

Deutsches Reich.

Stettin, 14. Januar. Der Reichsminister für die Provinz Preußen hat sich dem Reichstag für die Entlassung des Reichsministers für die Provinz Preußen...

mit seiner Ansicht nicht zurück und äußerte in nicht mißzuverstehender Weise sein Urtheil über das, was er für ungewöhnlich hielt. Man waltfabrete zu Bismarck und ganz Deutschland, soweit es nicht verdrängt in verkehrten Anschauungen ist, buligte ihm in Wort und Schrift. Das war mehr als eine spontane Deutung, das war der Beweis dafür, daß das Volk es bedauerte, der Erhaltung und genialen Schaffenskraft dieses Staatsmannes entzogen zu müssen.

Man fragte sich, wie man sich heute fragt, warum es geschehen mußte, daß der Mann letztendlich gedrängt wurde, über dessen staatsmännliche Gaben und Nationalgeföhle kein Zweifel obwalten konnte. Die Entscheidung hat dem Eindeutigen im Sachverhalte allerdings eine der glänzendsten Rechtfertigungen gegeben, welche die Geschichte kennt. Und wenn der Kaiser des Deutschen Reiches sich im tiefen Winter nach Friedrichsruh begeben hat, so heißt das nichts anderes, als das Anhalten eines regeren Verkehrs zwischen dem beiden Staatsmännern, das Zugeländnis, daß man nur dem Vaterlande dient, wenn man anständig dem Volk, also dem Einfluß des nahezu achtzigjährigen eine Tzäre öffnet.

Der Reichsminister für die Provinz Preußen hat sich dem Reichstag für die Entlassung des Reichsministers für die Provinz Preußen...

Wie die „Sächs. Ztg.“ mitzutheilen weiß, überbrachte Flügeladjutant Major Graf Wolke im Auftrage des Kaisers dem Fürsten Bismarck neben einem Blumenkranz für das Bild der verstorbenen Fürstin auch eine Schenkung, bestehend in der Entlohnung der Marine, welche der Majestät entnommen hatte aus Anlass seines bei dem jüngsten Veranlaßung gehaltenen Vortrages, der mit dem Anwesen der Reichstags, dem Fürsten Bismarck durch Vermittlung der Marineforderungen eine Freude zu machen.

Im Reichstag des Generalobersten von Loeb ist der Erbprinz von Sachsen-Meiningen bestimmt. Das Gebärde des Generalcommandos in Coblenz soll als Wohnung aufgegeben und statt dessen das Schloß bezogen werden.

In parlamentarischen Kreisen fällt es sehr auf, daß der Staatssekretär des Innern v. Wotticher nicht in die Reichstagsdebatten eingreift. Gerüchte, welche von seinem halbhingen Rücktritt wissen wollen, finden allgemeinen Glauben.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ bringen in Speerdruck folgende auf die Entlassung Caprivis Bezug nehmende Notiz: Wir sind in der Lage, zu konstatieren, daß der Kaiser über die Frage der Entlassung des Reichsministers Grafen Caprivis vor derhandeln eine länger als zweimonatige Unterredung mit dem Jgl. bayerischen Gesandten in Berlin gehabt hat.

der Meldung des bayerischen Blattes entgegen, verdrückt, die zu gleicher Zeit amtlich in Berlin ankommenden bayerischen Minister hätten keine Abnahme von einem Kaiserwechsel ebnat, bemerkt die des Prinzipienreiterei des Liberalismus wieder einmal von Neuem.

Ein Berliner Telegraphen-Bureau hat die Meldung verbreitet, daß das „Sozialistische“ aus der Provinz der deutschen Sozialen Reformpartei ausgedehnt sei. Diese Nachricht ist ungetrübter. Abwardt soll, nachdem man neuerdings mit ihm verhandelt hat, folgen geneigt sein, falls sein aufgezeichnetes Programm von der Majorität der Fraktion vernommen werden sollte, sich der Majorität fügen und als Hospitant bei der Fraktion bleiben zu wollen.

Der „Sozialist“, dessen Erscheinen einmüßig werden sollte, ist am Sonnabend Abend nochmals in einer einseitigen Nummer erschienen und nennt sich „Organ der deutschen Arbeiter“. Das Blatt enthält nur einen Artikel, der die Ueberdritt schlägt: „Nicht weiter haben wir's gebracht!“ und mit den Worten schließt: „Der anarchische „Sozialist“ ist tot! Es lebe der anarchische Sozialismus!“ Der belagerte Artikel, der sich mit den Maßnahmen des Staatsanwalts befaßt, befindet sich, wie zu erhellen, daß der „Sozialist“ weiterhin im Auslande erscheinen werde. Es heißt dann wörtlich: „Weil wir unsere Kräfte in Deutschland für die Socialen abgeben, so werden wir im Auslande des Auslandes, das es etwas von unsem Kauerbau gelernt haben.“

Nach einer Meldung aus Yantou (Siam) wurden am 8. Dezember Dr. Wilke und Herr Denhardt bei Kororoko von Somali angegriffen. Die Deutschen, welche im Voraus von der Annäherung der Somali unterrichtet waren, riefen sie mit Mörtern zurück. Später wurden die Somali von ihren Gefährten, den Galas, überfallen. 400 Somali wurden getödtet.

Deutscher Reichstag.

Der letzte Tag der Unkursdebatte war ein verlorener Tag. Zur Anrang der Sitzung hätte man eine Preisfrage stellen können, ob die Reichsbotenange oder der Bundesratstisch leerer seien. Den wenigen anwesenden Abgeordneten erklärte der Centrumsmann Ferno, Landgerichtsrath an dem Landgericht Weiden, daß sich demnach mit der Sachverständigen Majorität zu befehlen hat, daß der Reichstag die „Reichsmittler“ gar nicht angehe, daß sie eine unperzöbliche Angelegenheit sei, und daß ferner die Abgeordneten Dr. Graf und Kröber gar nicht das Recht hätten, im Namen des bayerischen Volkes zu sprechen da nur wenige Tausend Wähler ihnen folgen können, die ganz unwerthmäßig überwindende Mehrheit des bayerischen Volkes von ihnen oder nichts wissen wollen.

Der nächste Redner war wieder vom Centrum, das sich bei dieser Vorlage eine dreifache Rednergarantie leistete. Der Liebe Mühe war aber umsonst, denn der Redner, Oberlandesgerichtsrath Spahn, ein sonst sehr geschätzter Centrumsjurist, vermodte die Wände nicht zu füllen. Witterwelle vor der Reichstagskanzler Fürst Hohenzollern in den Saal getreten, zu dem sofort Graf Herbert Bismarck trat, mit dem sich der Fürst, der ihm entgegengekehrt, am Treppeneingang des Bundesratstisches angelagert unterhielt. Später begeben sich noch Minister v. Köller und der Kriegsminister, sowie andere Regierungsmitglieder zu dem Grafen Herbert Bismarck, von dem sich denn auch sofort im Hause die Kunde verbreitete, er sei der kommende Mann. Die Einen künden ihn Wochstatter, die Anderen Nachfolger Marzials oder Kerpelins werden. Graf Herbert Bismarck war offenbar in der frühlichen, hoffnungsvollen Laune. Vielleicht erinnerte er sich daran, daß er vor noch nicht ganz einem Jahre von demselben Regierungsinstitut aus auf das Festtage angegriffen und ganz offenbar misachtet wurde. „Tempora mutantur.“ — Zum allgemeinen Erstaunen ergiess sich nunmehr der Reichstags selbst das Wort, die Gepräche veruntemten; aus der Restaurierung eilten die erholungsbefähigten Abgeordneten herbei; die Journalistenbänke leuchtete athmos; man schien von dem Eingreifen des Reichstags in die Debatte einen sensationellen Effekt, irgend eine neue Wendung der Dinge zu erwarten. Der sachliche Inhalt der kurzen Rede des Reichstagsers entzündete die Erwartungen; der Reichstagsler sprach fröhlich, kräftiger und vernehmlicher, seine Rede machte einen weit günstigeren Eindruck als bei früheren Gelegenheiten; in der Debatte war durch den Inhalt seiner Ausführungen offenbar weniger motiviert, als durch das persönliche Bedürfnis des ersten Beamten des Reiches, auch seinerzeit mit einigen Worten die Verantwortung für die schwerwiegende Vorlage vor dem Lande zu übernehmen. Lebhafte Beifall von der Rechten folgte dem Schluss der Rede, indem der Reichstagsler die Ueberzeugung ausdrückte, daß die Mehrheit des Volkes in der Frage der Bekämpfung des Unkurzes hinter der Regierung stehe. Die Linke verließ sich, schweigend. Der nachfolgende Redner, Oberbergrath Feuchner, wurde von dem erschöpften Hause kaum noch angehört. Auch der sozialdemokratische Sprecher Frohme, einer der Gelehrten der Partei, der sehr geläufig, aber etwas trocken und ohne tiefere Eindruck sprach, fand wenig Beachtung. Er was Neues mußte auch er nicht weiter beibringen und so fanden seine lebensfähigsten Beteiligungen und seine spitzesten Angriffe keinen Widerhall mehr in dem Hause, das nur noch Geistes haben wollte; Schluss. Nur der Kriegsmittler, als bester Sprecher des Hauses, hielt es für richtig, den persönlichen Angriffen des Redners auf sein Verhalten mit der für ihn charakteristischen meisterhaften Schmeichelei, die einer gewissen ironischen Ueberlegenheit gemischt ist, entgegenzutreten. Die Beleidigungen der Sozialdemokraten reichten noch nicht einmal an die Sohlen seiner Schuhspitzen. Auf das

1000 kg netto Haas ... Handluden per 100 kg netto 9-10 Bt. Mühl per 100 kg netto ...

Leipziger Börse vom 12. Januar. Table with columns for various goods like flour, oil, and sugar, listing prices and quantities.

Hamburger Börse vom 12. Januar. Table with columns for various goods like flour, oil, and sugar, listing prices and quantities.

Waaren- und Productenberichte. Section containing various market reports and price lists for different commodities.

124-120 St. Weizen 110-125 St. glatte englische Weizen 108-122 St. neuer ...

Table with columns for various goods like flour, oil, and sugar, listing prices and quantities.

Section containing various market reports and price lists for different commodities.

• Berlin, 12. Januar. Rüböl per Januar 43.50, per Mai 44.00. • Berlin, 12. Januar. Rüböl ...

Table with columns for various goods like flour, oil, and sugar, listing prices and quantities.

Section containing various market reports and price lists for different commodities.

Ämtliche Bekanntmachungen. Bekanntmachung, betreffend die am 15. Januar f. Js. stattfindende Eröffnung ...

General-Agenturen. Von einer betriebsfertigen Lebens- und Unfallversicherungsgesellschaft ...

Bund der Landwirthe. Bezirks-Versammlung des Saalkreises. Am 19. Januar d. J. 91 ...

Bekanntmachung. Auf Grund des § 1 der Straßeneinrichtung vom 5. Juli 1893 werden hiermit die Berliner Straßen ...

Perfektter Stenograph. Auf einige Stunden des Tages sofort getucht. Adressen unter Z. 256 an die Exped. d. Bl.

Oberheimeische Versicherungs-Gesellschaft in Mannheim. Sec, Fluß und Land (incl. Valoren) Transport, wie Unfall, Gastpflicht und Glasversicherung ...



(Nachdruck verboten)

Bruder Roderich

(11) Roman von Carl Ed. Klopfer.
„Was Du mich ſelbſt gelehrt haſt,“ ſagte Joſefine hart, mit jener ihr zuweilen eigenhümlichen Bethörung, die die Silben gleichſam in Marmor eingrub.

„Wie meinteſt Du das?“
Sie ſehrte ſich jetzt vollends um, die Hände ſteif nach unten von ſich abgeſtreckt: eine Haltung, wie ſie uns geläufig iſt, wenn wir einer erkeſtenen Nothwendigkeit Ausdruck geben.

„Du folgteſt dem Dränge, den Du als die Eingebung einer über Dir ſtehenden Gewalt, als Dein Schickſal anſieheſt. Das will ich auch. Meine Beſtimmung iſt es, Deinem Vorhaben eindringlich in den Weg zu treten. Und ich werde mit allen mir zu Gebote ſtehenden Mitteln für dieſe Beſtimmung kämpfen.“

„Das heißt wohl, Du wirſt in erſter Linie den alten Haß zwiſchen mir und Gilbert wieder aufſchüren?“

„Ich weiß es noch nicht. Wache Dich nur jedenfalls auf meinen unausſprechlichen Haß gefaßt. Ich werde unbarmherzig ſein wie Du. — Für heute, ade!“

Roderich zuckte die Achſeln, und Joſefine ſchritt an ihm vorüber. Als ſie ſchon an der Thür war, wandte ſie ſich noch einmal um.

„Warum haſt Du Dich mit Gilbert noch nicht auseinandergeſetzt, wenn Du mit — mit der Franzöſin ſchon einig biſt? Und wie kommt dieſe — Dame dazu, mit ihm noch ſo vertraut zu thun, nach dem, was geſchehen iſt?“

Roderich wußte nicht gleich zu antworten. Und ehe er noch zu einer komplizirten Erklärung kam, wie ſie ihm ſelbſt nur dunkel vorkommen mochte, nahm Joſefine wieder das Wort, haſtig, mit grimmiqem Spott. Sein Jögern ſchien ihr eine Blöße verrathen zu haben. Ihre Gemüthsſtimmung über dieſe Entdeckung prägte ſich ſogar in der Haltung aus, mit der ſie die paar Schritte von der Schwelle zurücktrat.

„Du haſt Dich über die nächſte Zukunft überhaupt noch nicht mit ihr ausgeſprochen?“

„Nun, nicht eigentlich. Aber es genügt doch, daß . . . Es iſt doch ſelbſtverſtändlich, daß jetzt dieſe Verlobung . . .“

Ein ſchallendes Hohngelächter Joſefines unterbrach ihn:
„Bravo, bravo! Ja, jetzt erkläreſt ſich mir das Räthſel, das mir durch Deine früheren Worte in dem Charakter dieſes Geſchöpfes aufgeſtoßen iſt. Oder vielmehr: ich ſehe, daß es da gar kein Räthſel giebt. Du haſt mir bloß das aufgetiſcht, was Du eben — glaubſt.“

„Was ſoll das?“
Sie verſchränkte die Arme auf dem Rücken und trat ihm noch einige Schritte näher. Zwiſchen ihren Worten klang wieder das triumphirende Hohnlachen.

„Du haſt es alſo als ſelbſtverſtändlich angenommen, daß ſie jetzt Dich heirathen wird?“

„Ja, Herrgott! kannſt Du denn daran zweifeln —?“
„Nun, ich ſage Dir, ſie denkt nicht daran! Naives Gemüth! Kennſt Du Dein — Liebchen ſo ſchlecht? Meinteſt Du, ſie werde die Stellung als Gattin eines meinethwegen noch ſo berühmten und wohlachtelten Künſtlers mit — Gilberts baarer Million verſchanden?“

„Du Thor! Dein Gift hat diesmal keine Wirkung. — Was kann ſie denn nun anders thun? Eben weil ſie mit mir den Reichthum des Andern ausgeſchlagen, kann ich über die Echtheit ihrer Gefühle nicht im Zweifel ſein.“

„Das wäre möglich, wenn ſie eines wirklichen Liebesgefühls überhaupt fähig wäre.“

„Du rebeſt irre. Hat ſie nicht meine Umarmung geduldet, erwidert; und iſt das nicht ein Beweis . . .?“

„Daß ſie Dich — erobert hat, ja. Darauf war's auch abgesehen. Den Dummkopf Gilbert zu gewinnen, war keine Kunſt,

das machte ſie im Handumdrehen. Da ſtand Du; Du trateſt ihr ſchroff gegenüber, mit Mißtrauen; ſie wußte ſich von Dir durchſchauend — und Dich nun trotzdem an ihren Triumphwagen zu ſpannen, das ſchien ihr ein intereſſantes Kraftſtückchen. Alles beherrſchen, unterjochen, das iſt ja der Zeitvertreib dieſer Intrigantin, die ſich nur ſelber anbetet. Die Früchte die ſie nicht genießen kann, will ſie wenigſtens verderben. Da haſt Du ihren ganzen Charakter! Möglich auch, daß ſie einer tieferen Laune nachgiebt, wenn ſie Dich in ihre Feſſeln ſchlägt — aber ihren materiellen Vortheil wird ſie darum nie vernachläſſigen. Gilbert nimmt ſie zum Manne, und Dich höchſtens — zu ihrem Spielzeug!“

„Pfui! Ich würde Dir derber erwidern, wenn ich nicht wüßte, aus welchem Herzen dieſes ſchöne Urtheil kommt. Aber Deine Behauptungen ſind geradezu lächerlich. Wüßte Renée nicht fürchten, daß ſie das, was Du ihren materiellen Vortheil nennſt, verlöre — ſobald ich Gilbert die Wahrheit geſtände und mich von ihr loſſagte?“

„Du Dich von ihr loſſagen? Verſuch' es doch!“

„Wie, Du meinteſt, daß ich — ſelbſt um den Preis meiner Ehre —“

„Du biſt ihr Sklave, und ſie macht mit Dir, was ſie will. Du wirſt es ſehen.“

„Ich will mit Dir nicht ſtreiten. Gehe!“

„Du wirſt Dich meiner noch öfter erinnern müſſen, öfter, als Dir lieb iſt. — Gute Nacht!“

Er antwortete nicht. Zögernd ſah er ihr nach. Sein bräunliches Blick war noch lange an die Thür geſetzt, die hinter der heilloſen Prophetin zugefallen war.

Endlich raffte er ſich mit gekläarter Meute auf. Was da! Er hatte nur ein eiferſüchtiges Weib gehört. — Wie konnte er Renée nur mit dem leiſeſten Gedanken im Sinne jener niedrigen Anklage beſchuldigen? Wenn ſie noch keine Entſcheidung mit Gilbert herbeigeführt hatte, ſo war ja doch nur er, Roderich, allein Schuld! Ihm kam es doch zu, die nothwendigen Konſequenzen aus jener Scene am Leich zu ziehen, der Geſiebten deutlich zu ſagen: Ich ſchütze Dich; darauf kannſt Du rechnen! Du wirſt mein Weib! — Und das wollte er ihr ſagen, ſo bald als möglich, beim nächſten Zusammentreffen, alſo wahrſcheinlich morgen Abend. Aber warum erſt am Abend? Konnte er ihr nicht ſchreiben? War es nicht ſogar taſtvoller, wenn er nun jede perſönliche Begegnung vermied, bis zu dem Augenblicke, wo er ſie öfentlich ſeine Braut nennen durfte? Und die Schrift war ja auch eine bindendere Form.

Roderich ſteckte die Lampe an und machte ſich mit der Ruhe eines feſten Entſchlusses an den Brief, den er morgen mit dem früheſten in Renées Hände gelangen laſſen wollte. Er grübelte nicht eine Minute über die Faſſung des Billets nach; er ſchrieb, was ſein Herz ihm eingab:

Hergeliebte! — Der Gedanke, der unausgeſprochen zwiſchen uns ſchwebt, muß zur That werden. Mit einem Jögern würde mir keine Schonung an Gilbert üben. Ich erwarte nur Deine Zuſtimmung, um an ihn heranzutreten und unerſütterlich als Muthes unſer Recht zu vertheidigen, das wir aus höheren als den geſchriebenen, landläufigen Geſetzen köpfen. —

Erwig Dein Roderich

Während ſchnell dieſe Zeilen aufs Papier warf Joſefine noch in den Kleibern auf ihrem Bette. In der war kein Licht, nur ein ſahler Schein des Mondes drang unter dem halb geſchloſſenen Rouleaur des Fenſters hinein. Aber die Beleuchtung war greller Sonnenſchein gegen die unruhige Nacht, in der ſich die Gedanken des Mädchens bewegten.

„Was iſt zu thun? Was iſt zu thun?“ murmelte ſie unſterlich mit zuckenden Lippen. Wäre ſie nur der Drange ihres leidenschaftlichen Herzens gefolgt, ſo hätte ſie ſie ins Haus in Brand geſetzt. Aber der über aller Verweiffung ſtehende Vorſand ſagte ihr, daß ſie nur mit kaltem Blute ihren Nachgeburtſe genügen könne.

Was war zu thun?

Silbert gerademwegs verständigen, ihm mit den nächstliegenden Worten die Augen öffnen? Bah! Dann gab es höchstens ein Rencontre zwischen den Brüdern, dessen Resultat dasjenige sein mußte, was Roderich eben wünschte. „Der Französin“ wäre dadurch allerdings die Anwartschaft auf den begehrten Reichtum der Gräfin zerstört worden, aber dann wäre sie auch geradezu gezwungen gewesen, den — Andern zu nehmen, den ihr Josefine eben um keinen Preis gönnen mochte. Lieber wollte sie ihn todt sehen, wahrhaftig — todt; sie haßte ihn nun. Wenn Gilbert wenigstens noch eine Savanatur wäre wie Roderich!

Wenn zu hoffen wäre, daß er — statt sich von dem Bruder in passiver Feindschaft zu trennen — ihn vor die Klinge oder die Pistolenmündung fordern wollte, ihn zur Leiche machen würde...! Josefine hätte keinen Augenblick gezögert, die Brandfackel zwischen die Brüder zu werfen und das auslodernde Element zur Verheerung und Vernichtung anzublazen. Aber in diesem Falle war ja die Möglichkeit, bei Roderichs physischer Ueberlegenheit sogar die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er Gilbert tödtete, und dann — feierte Renée den höchsten Triumph, denn dann heirathete sie mit dem Geliebten auch — den Erben des Gefallenen.

Was thun? was thun? Wie Roderich und Renée treffen, sie auseinanderreißen?

O, sie wäre jetzt selbst vor einem Verbrechen nicht zurückgeschreckt! Wäre sie ein Mann gewesen, sie würde den räuberischen Stahl besser zu führen gewußt haben, als dieser armeneliche Gilbert. Als Weib konnte sie ihren Feind nur auf Umwegen, im Geheimen treffen. Aber wie? — Gift mischen? Nein, das ist niedrig — und befriedigt nicht. Josefine wollte die Geheften demüthigen, sie leiden sehen, und sie sollten wissen, von wo her ihnen dieses bereitet wurde. Sie schlanthweg tödten, das war überhaupt keine Rache, denn sie konnte den Tod als kein eigentliches Uebel betrachten — dem brennenden, unverfieglichen Schmerz gegenüber, der ihre eigene Brust verzehrte und im Tode die ersehnte Erlösung begründet hätte. Die Weiden moralisch vernichten, das wäre allein ein Ziel gewesen, werth, das ganze Denken daran zu wenden! Doch, wo war der Weg, zu diesem Ziele? Alles Nacht, undurchdringliche Finsterniß ringsum! Rief sich denn Lucifer vergeblich um einen höllischen Lichtstrahl anrufen? . . .

Roderichs Brief ging am Morgen ab. Er fand keinen verlässlichen Boten dazu und mußte sich entschließen, das Couvert in den Ortsbriefkasten zu werfen, der zufällig vor dem Gitter des Vorgartens angebracht war, und vom Postboten allmorgendlich schon sehr früh geleert wurde.

Roderich wartete den ganzen Tag vergeblich auf eine Antwort. Er schloß sich auf seinem Zimmer ein und gab allerlei Studien vor, die ihn beschäftigten, während Gilbert gleich nach Tisch ausritt, um endlich wieder die Güter zu inspizieren, denen er seit der Krankheit der Mutter noch keine nähere Aufmerksamkeit hatte schenken können.

Das Schweizerische Parlament.*)

Von Dr. J. Langhard (Bern).

Das Schweizerische Parlament oder die Bundesversammlung, wie die landläufige Bezeichnung in der Schweiz lautet, wird gebildet vom Nationalrath und Ständerath. Beide Kammern zusammen nennt man Bundesversammlung (Assemblée fédérale). Parlament oder Parlamentarier klingt der Schweizerischen Volkssprache fremd, während dagegen die mehr als 40 Jahre alten Verordnungen des Nationalrathes und Ständerathes u. A. Vorschriften zur Wahrung des „parlamentarischen“ Anstandes enthalten.

Nach dem Wortlaut der Bundesverfassung wird der Nationalrath (Conseil national) zusammengefaßt aus Abgeordneten des Schweizerischen Volkes, in That und Wahrheit aber üben die Völkerschaften der Kantone, nicht das Schweizervolk als Einheit, das Wahlrecht aus. Auf je 20 000 Seelen kommt ein Nationalrath, Bruchtheile über 10 000 Seelen werden für 20 000 Seelen berechnet. In jedem Fall, auch bei weniger als

*) Wir entnehmen diese Charakteristik der Schweizerischen Volksvertretung dem neuesten Hefte der illustrierten Halbmonatsschrift „Vom Feld zum Meer“, auf deren lebensvolle Behandlung von Zeitereignissen und Zeitfragen wir von neuem hinweisen, um damit unsern Lesern das überaus reichhaltige und zur tonangebenden Familienzeitung Deutschlands gewordene Blatt aufs wärmste zu empfehlen.

Die Brüder sahen sich erst am Abend wieder. Roderich hatte die Stunden bis zur Dämmerung gezählt. Er erwartete von dem Zusammentreffen mit Renée beim Abendessen die Entscheidung, die ihm der ganze Tag — nicht gebracht hatte; ihre Miene mußte ihm ja alles sagen. Als er die Gartenlaube betrat, sah er sich zu seinem Bestremden mit Gilbert und Josefine allein. Er wagte es nicht, nach den Damen Croix zu fragen, aber sein Blick sprach deutlich genug.

„Ja, wir müssen Renée heute leider entbehren,“ erklärte Gilbert. „Tantchen Justine leidet wieder einmal ganz schrecklich unter ihrer Migräne. Es ist eine von jenen Anfällen, die immer ein paar Tage dauern und nur durch absolute Ruhe betämpft werden können. Sie liegt im verfinsterten Zimmer und wagt sich kaum zu bewegen.“

„Du hast sie selbst gesehen?“ fragte Roderich mit größerer Lebhaftigkeit, als er wollte. „Du warst also drüben bei — den Damen?“

„Bis vor einer Stunde. Was findest Du daran so Merkwürdiges?“

„Ich? O! nicht das Mindeste.“

Dabei stotterte Roderich beinahe. Gilbert hatte Renée also gesprochen. Seine Miene war ernst, er schien etwas auf dem Herzen zu haben. Ah! Hatte er nun endlich „etwas gemerkt“, hatte Renée ihm gesagt . . . ?

Roderich saß während der Mahlzeit auf Kohlen. Mehr als einmal machte er den Versuch, das Thema anzuschlagen, das ihm auf der Zunge brannte, und immer verschob er es auf eine geeignete Minute. Es schien ihm, als ginge es Gilbert ebenso. Beim Nachtisch endlich nahm Roderich das Wort. Er hatte sich genügend gesammelt und sich eine leidliche Lösung zurecht gelegt. Es schien ihm am besten, sich zunächst zu entfernen und das nothgedrungene Geständniß, das ihm nicht aus der Kehle wollte, schriftlich abzulegen. Gilbert ahnte gewiß schon soviel davon, um den Reizeffect des Bruders zu billigen und seine Bedeutung zu würdigen. Von Stragburg aus sollte dann die endgültige Auseinandersetzung, die förmliche Trennung erfolgen.

„Höre, ich wollte Dir einen Voratz ankündigen, der sich in den letzten Tagen in mir befestigt,“ begann Hünold mit erkünstelter Gelassenheit. Er glaubte, es sei lediglich die Gegenwart der stumm und lauernd dahingenden Josefine, was ihm bei seiner Eröffnung solche Pein verursachte. — „Ich — ich werde wieder — eine Reise antreten.“

„Was, Du willst fort? — Das auch noch! Ich finde das Leben hier bereits so einformig, daß . . . Um! Ich hoffe aber, es eilt nicht gar so?“

„Ich möchte am liebsten — schon morgen . . .“

Gilbert fuhr auf. „Ja, was soll denn das heißen? Und gerade jetzt? Na, ich will es offen herausagen, was mir auf der Seele liegt! Ich gedente heute über drei Wochen Hochzeit zu halten, und so lange wirst Du denn doch bleiben, wir?“

(Fortsetzung folgt.)

10 000 Einwohnern, hat ein Kanton oder Halbkanton Anspruch auf mindestens einen Abgeordneten im Nationalrath. Der Nationalrath zählt 147 Repräsentanten, 27 mehr als im Jahr 1850. Die größte Vertretung hat der Kanton Bern mit 27 Abgeordneten, dann kommt der Kanton Zürich mit 17. Bei den Nationalrathswahlen stimmt jeder Schweizer, der das 20. Altersjahr zurückgelegt hat und nach dem Gesetze des Kantons, wo er wohnt, nicht vom Stimmrecht ausgeschlossen ist. Gewählt werden in den Nationalrath kann jeder stimmberechtigte Schweizer Bürger weltlichen Standes. Ueber die Schwelle des Nationalrathsjaales dürfen jedoch nicht treten die Geistlichen. Diese Bestimmung richtet sich zugunsten der Katholiken gegen den katholischen Klerus.

Da die evangelischen Pfarrer ihr geistliches Amt leicht mit einer weltlichen Beschäftigung vertauschen können, wie denn frühere Pfarrer „owo“ im Nationalrath als in der Bundesregierung sitzen, leiden sie weniger unter dem Ausschluß. Alle drei Jahre hat der Nationalrath sich einer Gesamtneuerung zu unterziehen. Der Nationalrathspräsident besitzt, gleich dem Ständerathspräsidenten, keine besondere politische Stellung, er besorgt die Geschäftsleitung, giebt bei Stimmgleichheit den sogenannten Stichtenscheid und vertritt den Rath bei Nationalfesten und ähnlichen Feierlichkeiten.

Der Ständerath (Conseil des Etats) besteht aus 44 Abgeordneten der Kantone. Jeder Kanton wählt zwei Abgeordnete, jeder Halbkanton einen. Die Wahlen erfolgen in einem Kanton

durch Volksabstimmung, in einem andern durch die Landsgemeinde, anderswo durch das kantonale Parlament (Kantonrath, Großer Rath). Mit der Wahlart, ebenso mit der Amtsdauer u. s. w., können die Kantone es halten, wie sie wollen, da die Bundesverfassung es leider unterlassen hat, für den Ständerath einheitliche Vorschriften aufzustellen. Geistliche könnten die Kantone in den Ständerath wählen, dies kam jedoch seit 1848 bis heute nicht vor.

Der unlogischen Einfügung des Ständerathes in den Zentralstaat entspricht es, daß nicht der Bund, sondern die Kantone den Mitgliedern dieser Kammer die Sitzungslieder entrichten, und doch arbeitet der Ständerath für die Eidgenossenschaft. Während im deutschen Bundesrath, der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem schweizerischen Ständerath hat, die Einzelstaaten im Verhältnis ihrer Größe zur Geltung gelangen, hat der Kanton Zug mit 23 000 Einwohnern im Ständerath so viel zu bedeuten, wie Bern mit 536 000 Einwohnern.

Den Ständerathsverhandlungen fehlt Schwung und Leben. Ein frischer, lebendiger Volkshauch geht hingegen durch die Debatten des Nationalrathes. Da ist Haß und Leidenschaft, man sieht und hört die politischen und konfessionellen Gegensätze aufeinander prallen. Die politischen Notabilitäten gehören vorzugsweise dem Nationalrath an.

Die Verhandlungen in beiden Kammern gestalten sich interessant, doch auch schwierig und schleppend dadurch, daß auf den Rathsesseln Schweizer deutscher, französischer und italienischer Zunge sitzen. Ausdrücklich erkennt die Bundesverfassung das Deutsche, Französische und Italienische als Nationalsprachen an. Die Tessiner bedienen sich selten des weichen heimatlichen Italienisch, weil die Großzahl der Deutschschweizer das Italienische nicht versteht. Sie drücken sich in dem fast allen Deutschschweizern geläufigen Französisch aus. Während in einzelnen kantonalen Parlamenten, so im Berner Kantonrath, noch das tägliche „Schwizerdütsch“ Amtssprache ist, drücken sich die Deutschschweizer in den eidgenössischen Kammern schriftdeutsch aus, wobei freilich all die Besonderheiten der kantonalen Dialekte durchfliegen.

Eine Rednerbühne würde man im schweizerischen Parlament vergebens suchen. Die Abgeordneten sprechen von ihrem Sitz aus, und zwar stehend im Nationalrath, sitzend im Ständerath. Das Ablefen der Reden ist im Nationalrath ausdrücklich verboten. Auch im schweizerischen Parlament steht Vielreden an der Tagesordnung. Als einmal im Nationalrath ein untergeordnetes Wahlgeschäft in vielen Reden behandelt wurde, erklärte der Präsident: „Meine Herren, wir müssen für heute abbrechen, es sind noch siebzehn Redner eingeschrieben.“

Vorsitzender im Nationalrath ist gegenwärtig der noch junge, talentvolle Dr. jur. Brenner, Mitglied der Basler Regierung. Den Präsidentenstuhl im Ständerath hat der Walliser Staatsrath de Torrentis von Sitten inne.

Von Abgeordneten, die sich als Parteiführer oder Redner hervorthun, sind eine ganze Reihe zu nennen. Ein gebiegender und geistreicher Redner und feingebildeter Schriftsteller, dazu ein Mann von verbindlichen Umgangsformen ist Th. Curti, Regierungsrath in St. Gallen, früher Redakteur der „Frankfurter Zeitung“ und der „Zürcher Post“. An Schlagfertigkeit und Schneidigkeit, an Wärme und Kraft der Ausführung kommt wohl in der Bundesversammlung kein weiter dem zürcher Abgeordneten Dr. L. Forrer von Winterthur gleich, der erst kürzlich mit Auszeichnung dem Nationalrath präsidiert hat. Forrer zählt zu den besten Rechtsanwältinnen der Schweiz und glänzt namentlich als Bertheidiger in Kriminalsachen. In dem grundgesetzlichen H. Häberlin, Mitglied der thurgauischen Regierung zu Frauenfeld, tritt uns ein Parlamentarier entgegen, der mit echt schweizerischer Derbheit in die Debatte greift ohne viele Worte, immer geradeaus geht unter Vermeidung aller Ränke und Redebäumen.

Energisches, entschlossenes Wesen kennzeichnen in Rede und Handlung den Berner Stadtpräsidenten, Nationalrath Müller. Die Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des Franzosen zeigt der beredte genferische Abgeordnete Favon, der in Genf die radikale Zeitung „Genevois“ herausgibt. Die genannten fünf Herren gehören politisch zur Linken. Gemessen, rein sachlich, vornehm schlicht ist die Art des Abgeordneten Cramer-Frey von Zürich, der eine Autorität in kommerziellen Fragen, als Delegirter der Schweizer Bundesregierung die Handelsverträge mit Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien vereinbarte. Ein Hauptplatz in der katholischen Fraktion nimmt der junge, feurige Nationalrath Dr. phil. Decurtius von Truns (Graulünden) ein. Als Sprecher

ist Decurtius agitatorisch. Die katholische Kirche besitzt an ihm einen ergebenen, warmblütigen Diener.

Die Aufmerksamkeit läßt auch im schweizerischen Parlament manchmal zu wünschen. Hier sieht man einen Abgeordneten in sein Leibblatt vertieft, dort schreibt ein vielgeuchter Rechtsanwalt an einer voluminösen Prozeßschrift oder giebt ungeheuren Audienz, ein Fabrikant besorgt seine tägliche Geschäftskorrespondenz, andere plaudern und gestikulieren gruppenweise in den Wandelgängen und Vorzimmern oder verbrinnen, wenn die Verhandlungen gar zu langweilig sind, ein halbes Stündchen beim Frühstücken außerhalb des Hauses. Die Abgeordneten beider Kammern kleiden sich dunkel; vorgeschrieben ist schwarze Kleidung, inbessen halten sich nur wenige strikte an diese Vorschrift. Als einst an einem heißen Junitage ein Ständerathsmittglied im hellen Sommeranzug erschien, schickte ihn der Vorsitzende fort unter Hinweisung auf das Reglement.

Im Gegensatz zu den Mitgliedern des deutschen Reichstags beziehen die des schweizerischen Nationalrathes ein Taggeld von 20 (früher 12) Franken. Die Verhandlungen beginnen jeden Tag mit dem Namensaufruf der Abgeordneten. Wer zu spät kommt, der meldet sich beim Protokollführer an und das Taggeld ist ihm dann ebenso gesichert, wie wenn er beim Namensaufruf sein „hier“, „présent“ oder „present“ erwidert hätte.

In beiden Räthen pflegen die Verhandlungen, auch beim scharfen Zusammenstoßen der Parteigegegensätze, einen ruhigen, würdigen Gang zu nehmen. Zwischenrufe oder Unterbrechungen eines Sprechers sind wunder selten. Schreien, Brüllen, Stampfen giebt es im Schweizer Parlament schon gar nicht. Dieselbe Ruhe herrscht auf den Zuhörertribünen, und die öffentliche Meinung verurtheilt es allgemein und rüchichtslos, als letzten Winter zum Zeichen der Mißbilligung eines Wahlergebnisses auf den Nationalrathtribünen von ein paar jungen Leuten gepöfien wurde. Stenographirt werden die Reden amtlich nur, wenn die Kammer es beschließt, der die erste Berathung eines Traktandums obliegt.

Zu einem Parlament mit dem Namen „Vereinigte Bundesversammlung“ schließen Nationalrath und Ständerath sich zusammen, wenn es sich um die Ausübung des Begnadigungsrechtes, um Entscheidung von Kompetenzkonflikten zwischen Bundesbehörden sowie um die Wahl des Bundesrathes, Bundesgerichts, Bundeskanzlers (der keine politische Stellung genießt) und des Generals der schweizerischen Armee handelt.

In der schweizerischen Bundesversammlung sehen wir drei Parteien: die Linke oder radikale demokratische Gruppe, das Centrum, die Rechte oder katholische Fraktion. Eine sozialdemokratische Gruppe giebt es bis jetzt nicht. Die Linke, im Großen und Ganzen centralistisch gesinnt, ist stärker als die Rechte und das Centrum zusammen. Die Rechte hält zähe fest an der Kantonalsoveränität und tritt der Erweiterung der Bundeskompetenzen grundsätzlich in den Weg. In entscheidenden politischen Fragen dreht sich das Centrum, ein kleines Grüppchen von konservativen und liberalen Protestanten, meist zur Linken. Durch Einführung der sogenannten Volksrechte in den Bundesorganismus wurde das Schwergewicht der eidgenössischen Politik unmittelbar in die Volksmasse verlegt.

Zwei Gedichte von H. Tronte-Halle.

1. Morgenandacht.

Morgens, wenn die Sonne im Osten steigt,
Lächelnd ihre Schönheit im Wasser spiegelt,
Geh' ich an das liebliche Seergestade
Plätschernder Wellen;

Setz mich und halte die Morgenandacht,
Bete zu dem Gott, der den Himmel wölbte,
Der die Wasser schuf und der Sonne anwies
Ewige Bahnen.

Wenn die Brust dann weiter und weiter worden,
Wenn die schöne Erde sich tief und tiefer
In die Seele trägt und den holden Frieden
Ueber mich breitet,

Fühl' ich neue Kraft, in des Lebens Stürmen
Poch und unverdrossen das Haupt zu tragen,
Lieber nachzugraben verborgenen Quellen
Lauterer Wahrheit.

2. Seefahrt.

Erst fuhren wir so sanft dahin, —
Doch höher wurden die Wogen,
Weiß glänzte die Wicht in wallendem Gein
Und schäumte berüber im Bogen.

Doch wieder stiller wurde die Kluth --
 Schon nahen wir uns dem Strande,
 Da heulte noch einmal der Brandung Wuth,
 Dann waren wir am Lande. -- -- --
 Sanft fließt des Kindes Traum dahin
 Im lieben Mutterarme,
 Doch wilder erhebt sich des Jünglings Sinn
 In freudiger Lust wie im Harne.
 Und ist der Jugenddrauf vorbet,
 Dann wird es wieder stille; -- -- --
 Noch einmal tönt's wie Angstgeschrei
 Aus schäumendem Gewühle.
 Wenn Deine Brust mit Entsetzen fühlt
 Des bleichen Todes Bande, --
 Galt' ruhig aus, ob's tobt und wühlt, --
 -- Und dann bist Du am Lande.

Allerlei.

Ueber ein blutiges Drama im Theater meldet man aus Valparaiso in Chile: Das hiesige Odeon ist ein kleines Volkstheater, in welchem jeden Abend bei sehr niedrigen Preisen Schwanke, Possen und Operetten zur Aufführung kommen. Vor einigen Tagen gelangte „Miß Selgett“ zur Darstellung. Zwischen dem zweiten und dem dritten Akte verbreitete sich im Publikum das Gerücht, daß der achtundzwanzig Jahre alte Kapellmeister Benavent, ein Spanier, auf der Bühne seine Geliebte, die Choristin Margarete Martinez aus Montevideo erdolcht habe. Das Gerücht fand bald seine Bestätigung. Benavent war in das Ankleidezimmer der Choristinnen eingedrungen und hatte die Martinez nach einem kurzen Wortwechsel niedergeschossen; die Choristin stieß nur einen leisen Schmerzensruf aus und brach dann blutüberströmt als Leiche zusammen. Die ganze Scene hatte sich so rasch abgepielt, daß der Spanier entfliehen konnte, noch ehe Jemand wußte, was eigentlich geschehen war. Richard Benavent und Margarete Martinez waren erst vor kurzer Zeit aus Santiago nach Valparaiso gekommen. Die Martinez hatte in Montevideo den Gatten mit den Kindern zurückgelassen und war mit einem Liebhaber nach Chile gekommen, wo sie als Choristin kümmerlich ihr Dasein fristete. In Santiago gab sie dem Liebhaber den Laufpaß und trat in Beziehungen zu dem heißblütigen Kapellmeister Benavent, der gleichfalls verheiratet und Vater von vier Kindern ist. Die neue Liebe dauerte auch nur kurze Zeit. Die Martinez liebte die Abwechslung und ließ sich von Benavent bei einer zärtlichen Zusammenkunft mit einem Anderen überraschen. Der Spanier schwor, daß er sich rächen werde, und hat seinen Schwur gehalten. Bis jetzt ist der Mörder unauffindbar. Der Theaterunternehmer Bergin, der Benavents Flucht begünstigt haben soll, wurde verhaftet, aber kurz darauf wieder in Freiheit gesetzt. Zwei andere Personen, der Regisseur und der Sekretär des Direktors, befinden sich dagegen noch in Haft. Der Leichnam der Martinez wurde ins Hospital geschafft und zwar auf der Bahre, die in der Operette „Asterik“ gebraucht wird. Ironie des Schicksals!

Ueber das Lawineneunglück bei Foitz, wo das Pyrenäendorf Orlu am Donnerstag von einer mit Blitzgeschnelle rollenden Schneelawine befallen worden ist, wird jetzt aus Paris gemeldet: Vier Häuser wurden weggerissen, die anderen beschädigt, andere brannten ab, da sich Feuer unter dem Schutt verbreitete. Fünfzehn Personen wurden getödtet, acht verwundet, wovon zwei tödtlich. Die Einwohner flohen, ließen alles im Stich, selbst die Verwundeten, von denen nur einer gerettet wurde. Der Pfarrer allein blieb im Ort, verließ ihn erst am folgenden Tag (Freitag, 4. Januar). Am Sonnabend wurde das Unglück erst in A. bekannt. Der Schnee lag so hoch, daß alle arbeitsfähigen Männer aus Orlu und Orgeiz am Freitag erschöpft umkehren mußten, nachdem sie acht Stunden gebraucht hatten, um 800 Meter im Schnee vorwärts zu kommen, um eine Bahn herzustellen. Am Sonntag arbeiteten sie aus Leibeskraft weiter und kamen um 2 Uhr in A. an. Die Gendarmen, Förster, Beamten und viele Einwohner machten sich sofort auf den Weg, um die Einwohner der beiden Dörfer abzuholen und unterzubringen. Das Krankenhaus und viele Häuser wurden zu ihrer Aufnahme hergerichtet. Jeden Augenblick kamen nun Leute aus Orlu, Orgeiz, Sorgeat, Alcon und Sgnaur in A. an, wo nun die Lebensmittel zu fehlen begannen. Selbst Wasser war nicht zu haben und mußte durch Schnee erzeugt werden. In der Stadt A. selbst liegt der Schnee drei Meter hoch, viele Häuser sind erdrückt, andere werden gestülpt. In den engeren Straßen sind Tunnels unter dem Schnee hergestellt. Das Wasser der warmen Quellen der Stadt wird durch die Straßen geleitet, um sie etwas aufzuräumen. Raubbögel stellen sich massenhaft ein. In Orlu zerreißt die Lölse die Leichen der verunglückten Menschen und Thiere. Die Särereten an den Bergen sind mit Schäfern und Schafen verschunnden, vom Schnee fortgerissen worden. Erst nach fast zweektägigen Anstrengungen sind die Verbindungen zwischen A. und Foitz wieder hergestellt. Mehrere große Schneeflüge konnten nur mit Aufwendung aller Kräfte in Thätigkeit gesetzt werden. Der Präfect hat sofort Anstalten getroffen, um Lebermittel und sonstige Hilfe nach A. zu bringen. Auf dem Wege nach A. wurden zwei Centauren, welche Hilfe bringen wollten, vier Stunden lang durch eine neue, heftige Lawine aufgehalten.

Verantwortlicher Redakteur Dr. Gebensleben. — Köln, den 10. Jan. 1895.

Anticorset-Toga. Wie bereits berichtet, hat sich vor Kurzem in London eine Anticorset-Toga gebildet, die den Kampf gegen das Schnürmieder energisch aufgenommen hat. Auch in den tonangebenden Kreisen der Pariser Modedamen beschäftigt man sich gegenwärtig allen Ernstes mit der Frage, ob das Mieder für die moderne Toilette eigentlich nothwendig sei, ob man seiner Dienste nicht enttathen könnte? Thatsache ist es, daß man sich jetzt viel weniger schmückt, als vor etwa zehn Jahren, da die modernen Toiletten keine allzu schlanken Taillen bedingen, allein zu einer vö ligen In-Acht und Vann-Erklärung des modernen federleichten Mieders dürfte es doch nicht so rasch kommen. Selbst die Ärzte haben mit dem arzten Mieder der neuesten Zeit ihren Frieden geschlossen; sie finden im Gegentheil, daß die reicher als bisher mit Fischbeinen versehenen Zukunfts-Taillen, welche das Mieder unnöthig machen sollen, mehr Gefallen mit sich bringen werden, als der Feind, den diese bekämpfen werden, da derselbe doch zu den „dehnbaren“ Begriffen zählt, während die Zukunfts-Fischbeintaille ein unnachgiebiges Gefüge sein wird. Auch in Petersburg steht die Gründung einer Anticorset-Toga demnächst bevor.

Ein „Zwischen“-spiel. Frau Dr. F., die Gattin eines bekannten Schriftstellers und Abgeordneten, die mit Ernst und Eifer ihren jungen Mutterpflichten obliegt, erhielt jüngst Besuch von einer ihr befreundeten, ebenfalls schriftstellerischen Kreisen angehörenden Dame. Man plauderte von allerlei Neu-Erscheinungen auf theatralischem, künstlerischem und besonders literarischem Gebiet, wobei man zufälliger Weise den bekannten Jensenischen Roman „Zwischen zwei Welten“, und daran anschließend eine neu erichene Gedächtnis-milung „Zwischen zwei Nächten“ und endlich das Lustspiel „Zwischen zwei Bergen“, dessen Neu-Aufführung bevorsteht, berührte. „Da werden Sie doch gewiß hingehen?“ sagt die Besucherin. „Glaube kaum“, entgegnete Frau Dr. F. „Mich interessiert jetzt wirklich bei Weitem mehr als „Zwischen zwei Welten“, „Zwischen zwei Nächten“ und „Zwischen zwei Bergen“, „Zwischen zwei Klätschen“ — die einzige Zeit nämlich, in welcher ich überhaupt ausgehe. . .

Der merkwürdigste aller Vereine ist, wie dem Vörl. Vörl. Vörl. Cour“ ein im Staate Rio Grande do Sul amäniager Deutcher schreibt, unlängst in einer kleinen Ortschaft bei Porto Alegre, die sich einer ansehnlichen deutschen Kolonie erfreut, gegründet worden. Der Verein heißt „Antihändelndehofentastchenhaltendeverein“. Schönd, nicht war? Und dabei ist der Name so einfach und deutlich und es klart den Zweck des Vereins, der bereits zahlre che Mitglieder zählt. Die Mitglieder, die mit den Händen in der Tasche überbracht werden, zahlen 5 Milreis (1 brasilianischer Milreis gleich 229 Mk.) Strafe, im Wiederholungsfall 10 Milreis. Man darf der Vereinskasse glänzende Weichäfte prophoezien, denn das „Diehändelndehofentastchenhaltende“ gehört bekanntlich in America zu den verbreitetsten „Uebungen“. Ob es in den Vereinszungen auch verboten ist, die Hände in die Taschen — eines Anderen zu stecken?

Vom Büchertisch.

Obwohl unter den Lorbeerern des großen illustrierten Reich-nachts-Hefes ausruhend, bleiben Amster's u. Rnthards's Wochen-Berichte für Kunft, Kunsthandel und Kunstgererbe ihrem Rufe als vorne mes Kunftblatt in den drei letzten Dezember-Nummern, nichts schuldig. Nr. XI bringt einen kritischen Essay von Franz Coers, „Entwicklung in der Kunst“, Nr. XII eine feinfätrische Plauderei „Künftig Millionen und die Künfte“ von Oscar Finsle, und Nr. XIII einen Aufsatz über „Grufpostarten“, diese reisenden Reifeerinnerungen von Eugen Reichel als Hauptartikel. In Nr. XI und XIII enthält die Beilage „Im Künstlerland“, herausgegeben von Paul Sildebrandt, Beiträge von George Sauter, Paul Kiefting, Hans Herrmann und Walther Scholz. uf der ersten Seite von Nr. XIV, der ersten Nummer des neuen Jahres, grüßt uns der blutrothe Drache des Nibelungen-Ringes. Er umrahmt ein Gedicht von Bul Sildebrandt, welches, unter Anwendung des Stabreimes wohl als Programm für die künstlerische Tendenz der Zeitschrift aufgefaßt werden kann. Außerdem bringt die Nummer die erste Abtheilung eines Aufsatzes von Ignaz Suffer, „Polnische Kunst auf der Lemberger Ausstellung“, Kunstbriefe aus Wien, Amsterdam, Florenz und Paris, sowie Literatur- und Kunftnotizen.

— Hauptmann Rochus Schmidt, der langjährige Freund und Mitkämpfer Major v. Wismanns, wird, wie wir vernehmen, demnächst im Verlage des Vereins der Bücherfreunde zu Berlin ein zwei Bände umfassendes Werk erscheinen lassen, das die Gestaltung, Entwicklung und Ausnugung von Deutschlands Kolonien behandelt. Der erste Band, welcher Anfang dieses Jahres erscheint, soll die deutschen Besizungen in Afrika umfassen, der zweite, zu Oitern 1895 erscheinende Band die westafrikanischen Kolonien und Besizungen in der Südee. Beide Hände werden reich illustriert; der erste Band enthält ca. 150 Originalphotographien nebst Zeichnungen von Seligroew. Für die Darstellung der staatsmäßigen Verhältnisse stehen dem Verfasser bekanntlich reiche eigene Erfahrungen zur Seite; im Uebrigen üben sich seine Ausnugungen auf die sorgfältigste Benutzung der vorhandenen Literatur. Er hat dabei in erster Linie den Blick im Auge, in populärer Form eine erschöpfende Klärung über Deutschlands Kolonien zu geben. Seine „Geschichte des staatsmäßigen Aufstundes“, die zusammen mit vielem Material angearbeitet wurde, bietet die Gewähr dafür, daß er etwas vorzügliches liefern wird.

und Verlag von Otto Schöne in Halle (Saale), Leipzig, Nr. 87.